

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 16 (1990)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN

ACTES DE LA RECHERCHE EN SCIENCES SOCIALES, Nr. 79 & 80
(1989): L'espace des sportsAldo J. Haesler (*Guebwiller, Elsass, Frankreich*)

Ein flüchtiger Blick ins allgemeine soziologische Schrifttum zeigt, wie stark seit einigen Jahren die Sportsoziologie vernachlässigt wurde. Eine spezielle Rubrik „Sport“ fehlt in den meisten Handbüchern der 80er Jahre, wie auch vergeblich nach entsprechenden Aufsätzen in den grösseren soziologischen Zeitschriften gesucht wird.

Als vor zwanzig Jahren das erste Mal im deutschen Sprachraum von Sportsoziologie die Rede war – ich klammere hier absichtlich die Pionierleistungen von *Norbert Elias* und *Eric Dunning* aus –, ging es darum, nicht so sehr dem Phänomen „Sport“ gerecht zu werden, als in ihm ein Symptom, einen Funktionsträger, ein Deutungsmuster der Freizeit- bzw. Leistungs- bzw. Massengesellschaft zu sehen. Sport als Realisationsform sozialer Chancengleichheit, als Medium nationaler, ideologischer Repräsentation oder als Träger der Wert- und Verhaltensstandards der Leistungsgesellschaft, waren die typischen Themen der akademischen Beschäftigung mit einem Phänomen, dem man zwar seine soziologische Dignität nicht absprechen konnte, das jedoch durch die komplexe Vermischung von Körperlichkeit und sozialer Organisation, von Volkstümlichkeit und Massencharakter, Freizeit und Politik usf. nicht so recht in den allgemeinen Kanon wissenschaftlicher Respektabilität passte. So darf es nicht verwundern, dass nur selten vom Funktionswandel des Sports gesprochen wurde, und wenn, wie z. B. über den Zusammenhang zwischen Sport und NS-Ideologie, nur in äusserst punktueller Weise. Man könnte fast behaupten, dass die Beschäftigung der Soziologie mit dem Phänomen des Sports auf dem gleich antiquierten Niveau fusste, wie es der Begriff der „körperlichen Ertüchtigung“ sprachlich signalisiert. Zwar widmete man sich im Geiste der Leistungsgesellschaft dem Hochleistungssport, oder instrumentalisierte das Phänomen in den bekannten Bahnen der funktionalen Analyse, doch fehlte grösstenteils eine alltagssoziologisch relevante Untersuchung der gesamten Problematik.

Dies holen nun die neuesten Lieferungen der von *Pierre Bourdieu* gegründeten und geleiteten *Actes de la Recherche en Sciences sociales* in zwei bemerkenswerten Dossiers nach. Unter dem Titel «l'espace des sports» werden eine Reihe höchst interessanter, meist der Feldforschung zu verdankender Untersuchungen vorstellig, die zum grössten Teil die von *Bourdieu* in seinem Grundlagenwerk «*La distinction. Critique sociale du jugement*» (Paris 1979; dt

1985) skizzierte Forschungsperspektive zu konkretisieren versuchen. Man erinnere sich, dass Bourdieu behauptete, dass „der Raum der alimentären, vestimentären, kosmetischen Präferenzen sich nach derselben fundamentalen Struktur organisiere wie es der gesamte soziale Raum durch das Volumen und die Struktur des Kapitals selbst wird“ (ebd., S. 230). Der für jede soziale Klasse durch die „generative Formel“ des Habitus geprägte eigene Lebensstil schreibt sich ein in eine Serie objektiver Strukturen, so dass, wie z. B. im Sport „die Gesamtheit aller sportlichen Praktiken und Spektakel sich für jeden Neueintretenden wie eine Menge vorbestimmter Alternativen, objektiv institutierter Möglichkeiten, Traditionen, Regeln, Werte, Ausrüstungen, Techniken, Symbole darstellen, die ihre soziale Bedeutung vom System erhalten, das sie konstituieren, und die einen Teil ihrer Eigenschaften in jedem Moment der Geschichte verdanken“ (S. 231). Es ist nun nicht so, dass diese Beiträge sich strikt an die *bourdieusche* Orthodoxie halten und sich dementsprechend damit begnügen würden, die „Karten“ dieses sportlichen Raumes mit empirischem Gehalt zu füllen; sie bedienen sich vielmehr seiner Begrifflichkeit, seiner Ordnungsgerüste, um sie an der Realität zu erproben, um sie spielerisch dort einzusetzen, wo sie für den Bedarf der Deskription und ihrer Deutung von Belang sind und sie dort ihrem Schicksal zu überlassen, wo die „Menge vorbestimmter Alternativen“ einem strukturalen Objektivismus huldigt, der mit List, Lust, Spiel und Ernst des Sportes schliesslich wenig zu tun hat.

In einem einführenden Beitrag, der noch am ehesten mit der *bourdieuschen* Programmatik in Einklang gebracht werden kann, versucht *Charles Suaud* am Beispiel der Diffusion einstmals „nobler“ Sportarten wie Tennis, Squash und Golf, sportliche und soziale „Karten“ in Übereinstimmung zu bringen, indem er diesen Karten sozusagen eine Karte der Altersklassen apostrophiert. Was gemeinhin als „Demokratisierung“ des Sports apostrophiert wird, die Tatsache also, dass insbesondere in der Rekrutierung junger Adepten in vormals als elitär geltenden Sportkreisen „gegen unten“ geöffnet wurden, wird dahingehend relativiert – mithin als ideologisch bestimmte Verklärung solcher Demokratisierung entlarvt –, dass die einzelnen Sportpraktiken selbst wieder nach sozialen Klassen unterteilt werden. Dies dokumentiert *Anne-Marie Waser* anhand ihrer Studie von Strassburger Tennisclubs, die sich im Zuge solcher Demokratisierung ausgebildet haben. Sie zeigt darin, wie sich drei Publikumstypen formiert haben, die sich sowohl durch verschiedene Rekrutierungsmodi und Soziabilitätsnormen als auch durch unterschiedliche sportliche Regeln differenzieren: auf der einen Seite der „chike“ Club mit seinen strengen Adhäsionsvorschriften, der sich durch eine hohe soziale Homogenität und eine entsprechende Kohäsion auszeichnet, und am anderen Extrem ein populärer, sozial stark diversifizierter Club ohne Homogenität und Zusammenhalt. Dazwischen hat sich ein Clubtyp gebildet, der durch Normen der Mittelklasse geprägt wird, der jedoch in eine Vielzahl kleinerer „Clans“ zerfällt und seine Homogenität, seinen Clubgeist nur durch das sportliche Renommee einiger ihrer Mitglieder zu etablieren vermag. Instrumentalisiert werden diese verschiedenen Strukturtypen anhand eines „Partner-Marktes“, der je verschieden ausfällt: im „chiken“ Club werden Partnerschaften dank der hohen

Kohäsion leichter geschlossen als im Club der Mittelklasse, dessen Clans sehr oft ebensoviele Partnerschaften darstellen, oder im „populären“ Club, bei welchem die Wahl eher situativ ausfällt. Tennis hat sich somit nicht so sehr demokratisiert, wie angenommen werden kann: zwar haben neuerdings alle sozialen Klassen Zugang zu dieser Sportart, doch hat sie sich im Zuge solcher vermeintlicher Demokratisierung wiederum in verschiedene, klassenspezifische Gruppierungen fragmentiert, deren elitärste ersichtlich mehr zur Reproduktion und Sedimentierung des „symbolischen Kapitals“ beiträgt als die populäreren Formen.

In einem nützlichen Beitrag über die Ursprünge des Sports in Frankreich, zeigt *Monique de Saint-Martin*, wie einflussreich die Adelsklasse bei der Einführung sportlicher Praktiken am Ende des 19. Jahrhunderts in diesem Lande war. In stark *bourdieuscher* Manier versucht sie den Nachweis zu erbringen, wie dieses eigentümliche Interesse mit dem spezifischen sozialen Raum des Adels, mit seiner Fraktionierung in alten Waffenedel, Hofadel, im Krieg erworbener Adel, Brief- und Amtadel zusammenhängt. Sie nimmt dabei die ältere These wieder auf, wonach im Zuge der „Demoralisierung“ dieser Klasse durch die Verbürgerlichung der zivilen Gesellschaft, diese sich zunehmend auf die „Auszeichnung“ des eigenen Körpers zurückzog und in der Pflege des Sports eine neue „Vornehmheit“ zu finden suchte, die sie durch ihren Ausschluss aus den Machtsphären des Staates allmählich verloren hatte. *Monique de Saint-Martin* weist aber darüber hinaus auch darauf hin, dass die internen Fraktionen des Adels sich aber keineswegs auflösten, sondern in der Pflege verschiedener, sorgfältig voneinander getrennter und institutierter Sportarten perpetuiert wurden. Auch hier könnte angemerkt werden, wie wenig das *vom Baron de Coubertin* proklamierte olympische Ideal mit Demokratisierung des Sports, und wie viel es mit den der Adelsklasse inhärenten Fraktionskämpfen um die Reproduktion ihrer je eigenen Identität zu tun hatte.

Viele Beiträge dieser beiden Dossiers widmen sich der besonderen „Kultur“ des Volkssports. Es handelt sich dabei um die ertragreichsten dieser neuesten Lieferung der *Actes*. So hat sich *Loïc Wacquant* ein Jahr lang einem Boxtraining im schwarzen Ghetto von Chicago unterzogen und bringt uns ein interessantes „ethnographisches“ Tableau der besonderen Kultur dieser Trainingshallen zurück. Er zeigt auch, wie dieses Ghetto im Ghetto unmöglich zu denken wäre ohne die besondere „symbiotische Opposition“ zur Strasse, wie dieser private Raum nicht nur der Ort einer besonders intensiven körperlichen Disziplin ist, sondern wie er als Verkörperung einer typisch männlichen Form von Soziabilität gleichsam von der Strasse getrennt, von ihr aber protegiert wird. Zwei Beiträge widmen sich näher dem Massenphänomen Fussball. Mit seiner Deskription des kleinen Fussballclubs von Voutré in der südlichen Normandie, führt uns *Jean-Michel Faure* in die sich bewusst als Gegenwelt zu elitären Sportpraktiken artikulierende Welt eines ländlichen Fussballvereins ein. Er macht dabei sichtbar, wie sehr dieser spezifische soziale Raum sich einem tiefsitzenden Misstrauen gegenüber den etablierten Formen legitimer Sportpraktiken verdankt und dabei die Tradition

einer Volkskultur aufrechterhält, in dem der Sport nur zu einem geringen Teil jenen Normen entspricht, die man gemeinhin unter der Kategorie des Leistungssports fassen möchte. Was sich vielmehr darin äussert, ist der Sinn fürs Ludische, für eine kollektive und historisch tiefliegende Form von Humor, von gemeinschaftlichen Komplizenschaften, m. a. W. Formen jener „plebeischen Kultur“ (E.P. Thompson), die bewusst und dezidiert gegen die Einflüsse dominanter Körperpraktiken und Verhaltensstandards eingesetzt werden. Dasselbe Motiv einer sportlich artikulierten Gegenkultur wird auch im Aufsatz von *José Sergio Leite Lopes* und *Sylvain Maresca* sichtbar, die ihre Arbeit dem besonderen Ereignis des Todes eines populären Fussball-Stars gewidmet haben. Da wird nicht nur ein junger Mensch zu Grabe getragen, sondern – wie die Autoren es schon mit dem Titel ihres Aufsatzes signalisieren „die Freude des Volkes“, «la joie du peuple», eine Identifikationsfigur, um die herum mehr als ein „sportlicher Raum“ sich strukturierte. Nicht zuletzt wird hier offenkundig, wie sehr Volkskultur und populärer Sport miteinander verstrickt sind, wie sehr Sport auch mit Formen des kollektiven Protestes und Widerstands zu tun hat, in denen sich gleichzeitig die tradierten Verhaltensformen des Volksfestes, einer „moralischen Ökonomie“ kristallisieren, die mit den w. o. dargestellten Formen des „noblen“ Sports in keiner Weise zu vergleichen sind und wo vielmehr gesagt werden kann, dass sich diese differentiellen Praktiken oppositiv zueinander definieren, d.h. wo sorgsam darauf geachtet wird, dass diese verschiedenen sozialen Räume des Sports niemals miteinander in Kontakt geraten.

Es würde zu weit führen, die weiteren Beiträge dieser Hefte hier zusammenzufassen. Hingewiesen sei jedoch auf *Eric Dunning*s und *Kenneth Sheards* aufschlussreiche Studie über die zwei Welten des Rugby – zu fünfzehnt bzw. zu dreizehnt gespielt; auf die besonders aktuelle Studie von *Christoph Wulf* und *Günter Gebauer* über den Zusammenhang zwischen Sport und Gewalt sowie auch auf *Gildas Loirants* Untersuchung über den Funktionswandel des Fallschirmsports. Doch gerade letzterer Beitrag weist auf eine Problematik hin, die m. E. in diesen beiden Heften nicht gebühlich berücksichtigt wurde.

Es spricht vieles dafür, die verschiedenen sozialen Räume des Sports in ihrer je verschiedenen Struktur und Logik darzustellen. Doch vermag eine solche um die Begriffe „Habitus“, „Lebensstil“, „Klasse“ und methodisch-explikativ mit der von *Bourdieu* entlehnten soziologischen Kapitaltheorie nicht, solche Aspekte des Sports zu erfassen, die geschichtlich neu erscheinen und die Gesellschaft als Ganze affizieren. Zwei solche Phänomene sollen zum Schluss noch kurz erwähnt werden.

Seit gut zwei Jahrzehnten ist in der Sportwelt das Aufkommen neuer Sportarten zu beobachten, die alle unter dem Aspekt des „Gleitens“, des „sliding“ oder „surfing“ beschrieben werden können. Ob es sich nun um das Deltasegeln, das Windsurfen, das Rollbrettfahren, das „para-gliding“, die diversen Schneesportarten, darunter z. B. das „snow-boarden“ etc. handelt, sie alle stehen für neue Körperpraktiken, die nicht nur quer durch alle Sozialklassen hindurch gehen,

sondern auch stark individualistisch ausgeprägt sind. Das hat auch den französischen Philosophen Gilles Lipovetsky dazu veranlasst, von der heutigen postmaterialistischen Gesellschaft, die er als sich in einer zweiten (personalistischen) Revolution des Individuums befindlichen zu diagnostizieren glaubt, als einer „civilisation de la glisse généralisée“, einer Zivilisation des generalisierten Gleitens, zu sprechen. Aus dieser Perspektive betrachtet, fallen unweigerlich gewisse Analogien zwischen diesen neuen Sportarten und sozialen Verhaltensstandards (viele sprechen gar von „Sozialpathologien“) zu, die von so bekannten Autoren wie Richard Sennett oder Christopher Lasch unter den Stichworten „Narzissmus“, „Verfall der Öffentlichkeit“, „Autoritätsverlust“ publizistisch wirksam vermarktet wurden. Inwiefern nun Sportpraktiken einen solchen gesellschaftlichen und kulturellen Symptomcharakter haben mögen - getreu der etwas platten Analogie zwischen dem Gleiten auf den Schneehügeln und dem beziehungslosen Gleiten von Partner zu Partner -, sei dahingestellt. Eine Analyse jedoch, die sich damit begnügt, sportliche Praktiken auf einer Topographie der Lebensstile zu verorten, wie dies im Zuge der Arbeiten von *Bourdieu* gemacht wurde, kann zu solchen Fragen wie diesen nichts beitragen. Darüber hinaus indizieren solche Gleitsportarten neue Formen des Umgangs mit dem Körper, erschliessen neue Perspektiven der Raum- und Zeiterfahrung; auch die Kategorie des Gleichgewichts - da es sich ja im Unterschied zur Gymnastik etwa um Formen des „fliessenden“ Gleichgewichts handelt - gewinnt hier eine neue Akzentuierung.

Seit einigen Jahren triumphiert, vor allem in Frankreich, eine medienwirksame Challenger-Moral, die gewisse, aus dem Hochleistungssport stammende Normen und Werte für die gesamte Gesellschaft propagandistisch inszeniert. In Zeitschriften, Radio- und Fernsehsendungen, bis hin zu den politischen Diskursen, Werbetexten, Parteislogans und Unternehmungsleitbildern floriert eine ausgesprochen aggressive Gewinner-Ideologie, die in modernen Heroen wie Alain Prost, Yannick Noah oder Michel Platini die Träger eines ins 21. Jahrhundert - vorab auf den Horizont der EG 92 - projizierten elitären Draufgängertums sehen. Untermauert wird solcher zumeist technizistischer „Sturm-und-Drang“ durch Extremsportarten - Solo-Kletterei, Triathlon, Himalaya-Marathon u. dgl. -, die wegweisend zu sein scheinen für diese Eroberung einer „neuen Ära“, für die „Herausforderungen des Computer-Zeitalters“. Hier dient Sport augenscheinlich einer diffusen technokratisch-utilitaristischen Ideologie, einer Sozialtechnologie, die wiederanknüpft an die naivsten Vorstellungen der Wachstumseuphorie der Nachkriegszeit. Es ist nicht Sport als soziale Praktik, sondern Sport als mediales Ereignis, als Spektakel, was hier zu offensichtlich politischen Zwecken gebraucht und missbraucht wird. Solcherart interpellieren Frankreichs Technokraten die gesamte Nation, die ganze Gesellschaft. Und Sport dient als willkommenes Vehikel, die evidente Normativität dieser Gesellschaftsentwürfe zu naturalisieren.

Diese beiden Beispiele zeigen, wie sehr die Soziologie des Sports angerufen ist, aus ihrem Ghetto hinauszutreten, wie sehr sie - was vorliegende Studien der *Actes* wohl dokumentieren - die soziologische Analyse mit unverzichtbaren

Daten zu exemplifizieren vermag, wie sehr sie aber auch den Bezug zum Gesellschaftlichen, zur Politik und zur Ideologie schaffen muss, um damit notwendige Aufklärung über einen immer evidenter werdenden *gesellschaftlichen* Funktionswandel des Sportes zu leisten.

Herrschen und Sehnen. Kulturdynamik des Westens
Joseph Huber

Beltz, Basel, 1989; 372 Seiten.

Ellen B. Hill

Dass die Kulturen sich stetig ändern, heute wahrscheinlich schneller denn je, ist eine Tatsache, an der sicher niemand zweifelt, und auch die heutige zentrale Rolle der westlichen Kultur im Weltgeschehen wird von den wenigsten bestritten. Was Joseph Huber in seinem Werk darzustellen versucht, ist, wie diese Veränderungen vor sich gehen und welche Bahnen sie nehmen. Die westliche Kultur war niemals aus einem Stück, sie war immer zwiespältig, woraus sich ihre starke Dynamik erklären lässt.

Huber ist Privatdozent an der Freien Universität Berlin und beschäftigt sich stets sowohl mit Nationalökonomie wie auch mit Politologie. Er hat mehrmals im Schweizer Fernsehen gesprochen und hat ein besonderes Interesse an den Entwicklungen unserer Zeit, gleichzeitig macht er sich eigene Gedanken über die Zukunft. Die bipolare Entwicklung der westlichen Welt legt er in seinem neuesten Buch seit der Moderne dar, i. e. seit der Aufklärung und der industriellen Revolution, obschon die Bipolarität auch im Mittelalter existierte.

Was er gegenüberstellt ist Verstand und Gefühl, soweit sie die grossen Aspekte der Kultur bedingen, trotzdem es sich bei einer solchen Feststellung natürlich um eine Vereinfachung handelt. Er erfindet nun ein Gegensatzpaar, das er für passender hält, nämlich Promodus und Anamodus, wobei Promodus die enge Beziehung zur Wirklichkeit und dem Fortschritt hat, während Anamodus in der Romantik aller Schattierungen seinen hervorstechenden Ausdruck findet. Nun ist aber der Einzelne niemals nur auf einen Modus bezogen, sondern findet in beiden Richtungen seinen Denk- und Handlungsinhalt.

Der Zeitgeist ist dann, was im Moment am durchgreifendsten erscheint und, wie schon oben gesagt, verändert er sich kontinuierlich und damit das vorherrschende Weltbild einer Zeit. Der Titel dieses Bandes „Herrschen und Sehnen“ bezieht sich nun auf die Resultate solcher vorherrschenden Haltungen, die in Politik, in der Kunst, in den Wissenschaften, den Human- wie den Naturwissenschaften, zum Ausdruck kommen. Der Autor stellt viele Gegensätze

auf: Macht und Schmerz, Herrschaft und Partnerschaft, und alle können sich rational oder irrational gebärden.

Nach diesem grundlegenden Teil seines Bandes kommt der Autor zur Anwendung seines Schemas bei der spezifisch westlichen Welt. Diese hat ein System geschaffen, das selbst der Kulturträger wird. Der Westen hat nicht nur ein soziales System aufgebaut, wo soziale Bewegungen sich gleichzeitig an System und Umwelt anpassen, er hat auch eine Gesellschaft hervorgebracht, die auf dem Wissen aufgebaut ist, wo das Wissen das Weltbild produziert und wo der sogenannte Zeitgeist auch auf die Massen übergreift, sie beeinflusst und diese daher auch an seiner Gestaltung de facto teilnehmen.

Damit kommen wir zum dritten und letzten Teil der These von Joseph Huber. Sie heisst amüsanterweise: „Die Wende des Westens oder der Übergang des Abendlandes.“ Vielleicht dreht es sich aber doch um eine eher ernste Angelegenheit, wenn man den Effekt der bisher letzten Wandlung betrachtet. Über Ursache und Folgen kann man sich natürlich endlos streiten, zu beweisen ist keine Theorie, es bleibt also im Grunde bei einer Beschreibung der gegenwärtigen Situation und bei Erklärungen verschiedenster Art. Die Geschichte der Deutungen, wie sie von den unterschiedlichen Humanwissenschaftlern unternommen wurden, bildet den Hauptteil dieses Kapitels.

Wichtig bleibt immer, dass auch in der Moderne, oder vielleicht besser in der Post-Moderne, die beiden gegensätzlichen Haltungen weiter bestehen, und dass es möglich ist, nach Meinung des Autors, mehr als eine Entscheidung für die verschiedenen Haltungen wahrzunehmen. Er findet, dass eine dynamische Balance der komplementären Ziele zu wünschen sei. Das persönliche Glücksgefühl tritt zurück, Realismus ist erwünscht, was Selbstverwirklichung nicht ausschliesst. Der Anhang zeigt Betrachtungen über Promodus und Anamodus seit Hegel, wie sie in der allgemeinen und der wissenschaftlichen Literatur dargestellt wurden; die paarweise Konstruktion von Grundtypen ist überall present. Dazu kommt eine visuelle Darstellung in Bildern, die diese Theorie der Kulturen in ihrer Verschiedenheit veranschaulicht. Sie zeigt die beiden Grundhaltungen auf den Gebieten der Kunst, des Gartenbaus, der Landwirtschaft und sogar der Kleidung. Der ausführliche Band ist so komplett, dass man dem Argument kaum ein weiteres hinzufügen kann. Es versteht sich natürlich, dass nicht alle Leser von der zentralen Bedeutung des Zwiespalts für die Richtung des sozialen Wandels per se überzeugt sein werden. Als grossen Zeugen seiner Zeit möchten wir John Stuart Mill nennen, der 1852 in „Principles of Political Economy with Some Applications in Social Philosophy“, zitiert in Encounter, vol. LXXIV, n. p. 5, von einer „vielfachen Entwicklung der menschlichen Natur, den vielfältigen Verschiedenheiten von Geschmack und Talenten, der Vielseitigkeit der intellektuellen Standpunkte, die einen grossen Teil des menschlichen Lebens ausmachen indem sie die Intellekte zu fordernden Auseinandersetzungen bringen und auf diese Weise so den gedanklichen und moralischen Fortschritt fordern“ gesprochen hat (unsere Übersetzung).

Die heilige Familie – Vom Sinn und Ansinnen einer Institution

Gertrud Simon, Ingrid Spörk, Brigitte Verlic (Hrsg.)

Wiener Frauenverlag, Wien, 1990; 227 Seiten.

Dr. Anne-Marie Käppeli, Faculté de Psychologie et des Sciences de l'Education, Université de Genève.

Dieser Band in der Reihe österreichischer Texte zur Frauenforschung ist das Ergebnis einer Projektgruppe Interdisziplinärer Frauenstudien der Karl-Franzens-Universität Graz, die 1988 eine Ringvorlesung zum Thema „Die heilige Familie“ veranstaltet hat.

Die Beiträge des Bandes konzentrieren sich auf vier Schwerpunkte: Die historische, literarische, psychologische und aktuelle gesellschaftliche Entwicklung und Darstellung der Familie und der Rolle der Frau.

In einem ersten Teil untersuchen die Forscherinnen historische Familienformen, wobei die Bewertungen von den Kirchenvätern, über die mesopotamische Familie bis zur europäischen mittelalterlichen „familia“ reichen. Im zweiten Teil geht es um die Interpretation von Mythen und literarischen Texten, und im dritten Teil rücken psychologische Betrachtungen ins Blickfeld.

Die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts hatten nicht dazu beigetragen, kritische Ansätze gegenüber einer Idealisierung der Familie, festgeschriebenen Rollen von Mann und Frau und neurotischen Beziehungsmustern zwischen den Familienmitgliedern zum Tragen kommen zu lassen. Im Ständestaat und während des Faschismus wurde die Familie zur ideologischen Festigung gebraucht. Auch die Nachkriegszeit brachte anfangs eine allgemeine Familieneuphorie. Erst im Anschluss an die Frankfurter Schule begannen sich Soziologen kritisch mit dem Thema zu befassen. Brisanz bekam die Auseinandersetzung um die Familie in den 60er und 70er Jahren durch die allgemeine Infragestellung bürgerlicher Werte, auf deren Boden die Frauen (wieder) begannen, ihre Rollen in diesem Spiel zu hinterfragen und praktische Konsequenzen zu fordern. In der gesamten Frauenbewegung wurden daraufhin Macht- und Arbeitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern heftig diskutiert, was nicht ohne Auswirkungen auf die Gesellschaft blieb.

Dieser Band dokumentiert den Stand der Diskussion zur Institution Familie in der österreichischen Frauenforschung. Er bietet interessante Ansätze und Vergleichsmöglichkeiten in der feministischen Theoriediskussion, auch in der Schweiz.

Introduction à l'anthropologie Mondher Kilani

Payot, Lausanne, 1989; 368 p.

Dr. Pierre Maurer, Lausanne

Cette «introduction» constitue en réalité une véritable anthologie critique qui couvre l'ensemble de la pensée anthropologique, de l'Antiquité grèque à la Renaissance, en passant par les premiers missionnaires et tous les voyageurs, jusqu'aux théoriciens contemporains, comme Lévy Strauss auquel Kilani consacre un long et passionnant chapitre. Le but que s'est fixé l'auteur n'est pas seulement de proposer un vaste panorama des différents discours sur l'altérité tenus à travers les âges, mais surtout de contextualiser tous ces propos pour montrer les enjeux (idéologiques, économiques, culturels, etc.) qui les sous-tendent.

La question de la possibilité même de l'existence de cette discipline constitue le fil conducteur de l'ouvrage: quelles sont les conditions pour la tenue d'un discours sur l'autre? Quels sont les fondements épistémologiques des théories sur le comportement humain qu'on peut tirer de l'observation des sociétés différentes? Quelles sont les limites de la démarche anthropologique?

La prise en compte de la littérature anthropologique existante jusqu'à un passé très récent – pourtant considérée comme sérieuse et même comme «scientifique» – montre la vision fortement «ethnocentrique» qui caractérise l'essentiel de cette production. L'étude des sociétés dites «primitives», répondant au besoin d'exotisme qui a toujours caractérisé le monde moderne, n'a longtemps été rien d'autre que la célébration de la supériorité de l'Occident: on voyait des sociétés qu'on caractérisait comme «sans écriture», «sans Etat», «sans histoire», etc., bref des sociétés qui accusaient un sérieux «retard» dans l'évolution du «genre humain», même si l'homme blanc constituait invariablement l'étalon.

En fait, si la préoccupation de l'anthropologie dite savante a été dès le début – que Kilani situe vers 1850 – de transcender les particularismes et de penser l'humanité dans son ensemble, elle s'est presque toujours arrêtée aux seules dimensions du folklore et de la muséographie: on se contentait d'observer et de décrire les us et coutumes étranges de ces sociétés.

Rapidement, ces savoirs furent mis au service de l'effort d'assimilation et d'asservissement de ces peuples, tant par les marchands qui entendaient tirer profit d'une potentielle main d'oeuvre à bon marché en appliquant les théories de Taylor sur la division du travail (avec des succès très modestes, mais un «coût humain» effroyable) que par les militaires et les colons qui virent dans ces vastes contrées des territoires faciles à conquérir. Pour Kilani, «on peut dire que

l'anthropologie est née de cette relation de domination. Elle est le produit d'une histoire qui intègre les sociétés non-occidentales dans le giron européen» (p. 11).

Parmi les développements majeurs que connut l'anthropologie dans le temps, il faut citer le bouleversement que produisit une génération d'anthropologues dans les années 40 et 50. Quand les Georges Balandier, Louis Dumont, Robert Jaulin et autre Sahlins, pour ne citer que quelques noms, opérant ce qu'on appelle «une conversion du regard», se mirent à étudier nos propres sociétés avec l'oeil et la démarche qu'ils avaient eus dans leurs recherches sur les terrains d'Afrique, d'Asie ou d'Amérique latine, les débats et les polémiques sur la discipline se multiplièrent. Celle, parmi les disciplines sociales qui semblait, avec l'économie, parmi les plus structurées, les plus établies, avec un objet de recherche bien défini, traversa alors une profonde «crise d'identité». Ce n'est pas tant qu'elle entraînât en concurrence avec les sociologues, puisqu'elle rivalisait désormais avec eux sur leur propre terrain: c'est plus profondément le mode de faire et la finalité de l'anthropologie qui étaient en question.

Pour tenter de dépasser ces querelles d'interprétation et ces divergences théoriques qui se poursuivent à l'heure actuelle, notamment avec d'autres disciplines (en particulier avec l'économie, la psychanalyse, la linguistique, l'histoire et la psychologie), Kilani, qui retrace ces débats de manière aussi précise que passionnante et sans jamais sombrer dans l'académisme pompeux qui caractérise généralement ce genre d'entreprise, propose un recentrement de la discipline par ce qu'il appelle «un retour à l'histoire». Quoi mieux en effet que l'étude des principaux textes et des courants théoriques marquants pour sortir de l'impasse et des querelles? Ce nécessaire détour par l'histoire de la discipline doit, selon lui, permettre de s'interroger d'une manière renouvelée sur l'altérité, le croisement des cultures, les rapports entre modernité et tradition, le progrès économique et le changement social, le fondement de l'identité des groupes, les différents modes de pensée, de la science à la magie, bref, sur tous les thèmes qui sont habituellement traités par les anthropologues.

Cette entreprise de «traduction des culture», selon une jolie formule de l'auteur, a des ambitions particulièrement grandes, puisque Kilani, en appelant à un développement substantiel des recherches et des moyens alloués dans ce domaine, n'hésite pas à affirmer: «L'anthropologie est à même d'évaluer prospectivement les enjeux que les mutations technologiques et la généralisation des rapports interculturels et interethniques font peser sur les divers modes d'identification des groupes et des sociétés modernes» (p. 13).

Pour lui, qui préconise, selon l'expression de Balandier, une «anthropologie généralisée», les disputes entre sociologues et anthropologues sur leurs «terrains» respectifs sont donc vides de sens. Le genre humain est, par delà une extraordinaire diversité de modes de faire et de comportements, *unique*, et redevable, de ce fait, d'une approche glabale qui intègre les particularismes sans les nier. Ce projet

fondamental de l'anthropologie demeure pour lui plus que jamais d'actualité et son livre se veut une première pierre à cet oeuvre de longue haleine.

Les avocats vaudois, Recherche sociologique
Giovanni Busino et al.

«Cours, Séminaires et Travaux», no. 11, Institut d'anthropologie et de sociologie, Lausanne, 1989

Dr. Pierre Maurer, Lausanne

C'est d'un thème largement inexploré dont traite une récente publication de l'Institut de Sociologie de l'Université de Lausanne, puisque c'est la profession d'avocat qui est passée au crible par une équipe de jeunes chercheurs dirigée par le Professeur Giovanni Busino. Comment se constitue ce corps de métier si particulier? Comment fait-il face aux grandes mutations que traverse la société, et par conséquent le droit? Est-il prêt à affronter les défis que pose le processus de l'intégration européenne? Telles sont quelques unes des questions auxquelles ce travail tente de donner une réponse en étudiant le cas du Canton de Vaud.

La recherche est basée sur un questionnaire très détaillé (64 questions multiples) auquel 124 des 216 avocats inscrits au barreau vaudois ont répondu. Les résultats qui sont ainsi livrés sont, à vrai dire, et comme c'est souvent le cas dans les recherches de ce type, sans véritable surprise. La finesse des observations et la richesse des matériaux réunis (même si plusieurs interviewés ont fourni des réponses volontairement incomplètes) permet toutefois de préciser plusieurs aspects importants et de dépasser le stade de la «connaissance commune» ou des stéréotypes.

Un point marquant analysé par les auteurs est l'*extraordinaire longueur* de la formation, puisqu'elle dure, en moyenne, entre quatre à cinq ans de plus que dans les autres cantons. Si cette particularité s'explique par l'obligation qui est faite à l'apprenti avocat, pour obtenir son premier stage, de déposer une thèse imprimée – cas unique en Suisse –, elle dénote aussi le profond conservatisme qui caractérise la profession: il est évident, comme le montrent les auteurs, que cette exigence anachronique n'est rien d'autre qu'une barrière supplémentaire, comme d'ailleurs l'organisation du reste de la formation et du stage, pour restreindre et contrôler l'accès au brevet et à la profession. Comme l'avait fait autrefois Pierre Bourdieu dans ses analyses du système scolaire français, les sociologues lausannois montrent le rôle déterminant joué par ce facteur, apparemment purement administratif, dans l'acceptation et la reproduction des hiérarchies sociales, dans

la socialisation du futur praticien et dans le processus d'intégration aux normes du groupe.

L'avocat vaudois, si on voulait en dresser un rapide portrait-type tel qu'il ressort de cette étude, est très attaché à la tradition et à la déontologie de la profession, renfermé sur lui-même et peu enclin à accepter les critiques. Sa «culture professionnelle», comme aurait dit Durkheim, repose largement sur la notion d'«excellence» et il compare volontiers à son avantage l'organisation dans laquelle il fonctionne par rapport à celle des cantons voisins. L'esprit de la corporation est nettement traditionaliste, comme le montre aussi le nombre infime de représentantes du sexe faible en son sein (9% de l'échantillon). Politiquement, il se situe à droite et assume volontiers un mandat politique. Bref, il répond complètement à la définition que donnait Antonio Gramsci de «l'intellectuel organique», puisque toute son action vise, au bout du compte, à gommer les contradictions et les antagonismes qui émergent dans le système, ce qui assure une quasi-inexistence de tensions. Cette situation n'est toutefois pas «saine», disent les auteurs, car cet immobilisme compromet les nécessaires et inévitables ajustements qui devront se faire – et qui sont déjà largement en cours – dans la profession.

La secrétaire modèle, Etude sociologique
Françoise Messant-Laurent

L'Harmattan, Paris, 1990; 217 pages.

Dr. Pierre Maurer, Lausanne

Le premier problème que l'auteur a dû résoudre est celui de la *définition* de l'objet de l'étude, autrement dit celui de savoir ce qu'est, au fond, une secrétaire. «Bonne à tout faire» à qui incombe surtout la préparation du café, «éminence grise» qui influence les décisions dans l'ombre, «substitut» de l'épouse du cadre? On voit tout de suite à la fois les stéréotypes qui sont à l'oeuvre et les contenus très divers que peut contenir le rôle de secrétaire, tout comme la distance qui peut séparer la dactylo de l'assistante ou de la secrétaire de direction. Les diplômes – obtenus dans les conditions les plus diverses – comme les salaires – varient considérablement selon les pays, les entreprises ou les branches d'activité – ne sont pas d'un grand secours.

Pour tenter d'y voir plus clair et pour intégrer toutes les dimensions constitutives de ce «rôle», Françoise Messant-Laurent propose de parler de «métier polyvalent qui requiert des qualifications de dactylo, de cadre et de femme» (p. 78). C'est à partir d'un tel éclairage qu'elle approche la réalité de la secrétaire au travail.

Après avoir défini une typologie des secrétaires qui distingue 4 types – la «bonne», la «compagne», l'«assistante» et la «collaboratrice» –, l'auteur insiste sur l'existence, dans les entreprises, de ce qu'elle appelle des «tandems», c'est-à-dire de cellules qui regroupent un cadre et une secrétaire, et qui font plus moins bon ménage: «Le tandem, à l'instar du mariage, en raison du degré de proximité des acteurs concernés, fonctionne comme un instrument privilégié de la construction sociale de la réalité» (p. 14).

Ces «couples» aux relations complexes et quasi-permanentes forment une «para-hiérarchie» qui double la ligne d'autorité sans pour autant se confondre avec elle. L'appartenance à un type ou à l'autre est fonction de la nature du rapport social que les membres du tandem entretiennent entre eux. Chez la «compagne» et l'«assistante», ce sont les rapports de complémentarité au sein du tandem qui rendent compte de leur situation. Chez la «bonne» et la «collaboratrice», ce sont les rapports de symétrie. Autrement dit, il y a des secrétaires plus femmes et il y a des secrétaires qui tendent vers le cadre ou l'employée de bureau. La seule dimension de la division sexuelle du travail, ou celle de la division sociale du travail, ne saurait expliquer la situation objective de toutes les secrétaires. «Il ne suffit pas d'être une femme au travail pour que la division sexuelle l'emporte sur la division sociale du travail, mais il suffit d'être une femme au travail pour que s'introduise la dimension sexuelle et que s'édulcore ou s'exacerbe le rapport d'autorité.»

L'abondante littérature sociologique existant sur les employés de bureau se limite en général à rendre compte de la mentalité de bureau, du ritualisme des ronds de cuir, de l'individualisme de l'employé, de l'influence du système d'avancement à l'ancienneté, du phénomène bureaucratique dans les grandes entreprises. D'autres études plus récentes cherchent à évaluer l'impact des nouvelles technologies, notamment l'informatique et la bureautique. L'intérêt de la recherche de Françoise Messant-Laurent, même si elle est basée sur un échantillon relativement limité, puisque ce sont 20 secrétaires qui ont été interviewées, est de dépasser ce type d'études, pour proposer une interprétation psycho-sociologique en profondeur de la réalité des rapports sociaux en jeu et une description détaillée des éléments constitutifs du rôle de la secrétaire.

En résumé, on dira qu'il s'agit là d'une contribution majeure à une sociologie des professions actuellement encore largement sous-développée, malgré certaines avancées significatives, particulièrement en Italie, en Allemagne et aux Etats-Unis, mais promise à des développements singuliers dans les années à venir, en particulier dans le monde francophone.

